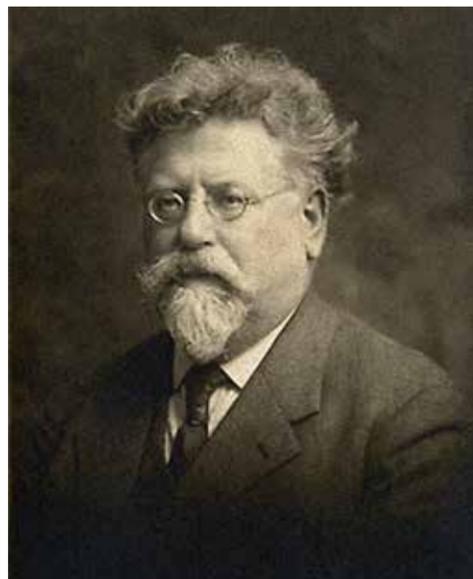


Frei oder gar nicht

Am 25. März jährt sich der Geburtstag des anarchosyndikalistischen Organisators und Theoretikers Rudolf Rocker zum 150. Mal. Sein Werk kreist um den Sozialismus als Frage der Kultur.

VON JENS KASTNER



Der Anarchist Rudolf Rocker um 1930.

FOTO: N. N.

Es ist das zentrale Anliegen jedes Anarchismus, das Rudolf Rocker in seinem 1937 erstmals auf Englisch erschienenen Hauptwerk *Nationalismus und Kultur* in einem Nebensatz auf den Punkt bringt. Es gehe darum, »eine Art Synthese von persönlicher Freiheit und sozialer Gerechtigkeit durch solidarischen Zusammenwirken aller« zu schaffen. Rocker selbst hat zeit seines Lebens versucht, zur Verwirklichung dieses Ideals beizutragen.

Wie viele Genossinnen und Genossen jener Tage stammt der spätere Theoretiker des Anarchosyndikalismus aus der Arbeiterklasse. 1873 in Mainz geboren, verliert Rocker früh seine Eltern, wächst in einem Waisenhaus auf und macht durch einen Onkel erste Bekanntschaft mit der Sozialdemokratie. Er ist noch nicht einmal 20 Jahre alt, da wird der ehemalige Schiffsjunge und gelernte Buchbinder wegen seiner Kritik am Parteiapparat aus der SPD ausgeschlossen. Rocker geht 1892 nach Paris, wo er sich unabhängigen Sozialistinnen anschließt. Drei Jahre später zieht er nach London, wo er bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bleibt und, obwohl selbst kein Jude, als Journalist und Agitator in der jüdischen Arbeiterbewegung aktiv ist. Gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Milly Witkop (1877–1955) gibt er die auf Jiddisch erscheinenden Zeitschriften *Arbeter Fraynd* und *Germinal* heraus. Im November 1918 kehrt er nach Deutschland zurück, auf dem 12. Syndikalistik-Kongress im Dezember 1919 hält er das Referat, das dann als *Die Prinzipienklärung des Syndikalismus* weite Kreise zieht. Syndikalismus, das Wort bezeichnet die gewerkschaftliche Organisation in föderalen Strukturen, den Aufbau nicht

nur des wirtschaftlichen, sondern auch des gesellschaftlichen Lebens von unten nach oben mit dem Ziel des »staatenlosen Kommunismus«, wie es in der *Prinzipienklärung* heißt. Auf besagtem Kongress benennt sich die Freie Vereinigung Deutscher Gewerkschaften in Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) um. Die Organisation wird mit ihren bis zu 200.000 Mitgliedern im folgenden Jahrzehnt eine nicht unbedeutende Rolle in der deutschen Arbeiterbewegung spielen. Im Unterschied zum Anarchosyndikalismus in Spanien, der zu Beginn des Bürgerkrieges 1936 seine Hochphase erlebt, hat er als Massenbewegung in Deutschland den Nationalsozialismus nicht überlebt. Und während sich einige anarchosyndikalistische Ortsgruppen zunächst sogar den Nazis angeschlossen hatten, wird die linksradikale Bewegung als Ganze vom Faschismus zerschlagen.

Ein weiter Begriff von Kultur

Unter dem Eindruck des erstarkenden Nationalismus schreibt Rocker im Exil in den USA an seinem großen Buch *Nationalismus und Kultur*. Schon in der *Prinzipienklärung des Syndikalismus* von 1919 hatte er erklärt, dass »der Sozialismus letzten Endes eine Kulturfrage ist«. Damit waren nicht in erster Linie künstlerische Ausdrucksformen und literarische Werke gemeint, auch wenn sich Rocker diesen in seinem Hauptwerk ausführlich widmet. Sondern es ging ihm um Kultur in einem weiteren Sinne, nämlich als die Art und Weise des Zusammenlebens, die auch die Organisation des wirtschaftlichen und politischen Lebens prägen würde. Schließlich gebe es »tausend Erscheinungen in der Geschichte«, die sich nicht auf ökonomische Entwicklungen, zumindest nicht auf diese allein zurückführen ließen, hielt er dem orthodoxen Marxismus entgegen.

In *Nationalismus und Kultur*, das erst nach dem Krieg unter dem Titel *Die Entscheidung des Abendlandes* (1947) auf Deutsch erschien, geht es vor allem darum, die Bedeutung des Nationalstaates in der Geschichte der Menschheit neu zu bewerten. Rocker verfolgt dabei vor allem die Entwicklung, in der Nation und Staat Hand in Hand gehen. Die Nationalitätenfrage als Minderheitenproblem, wie sie im Marxismus stark diskutiert wurde, taucht bei Rocker kaum auf. Der zeichnet indes die Entwicklung des modernen Nationalstaates seit der Renaissance nach und betont, dass dessen Entstehung keineswegs auf die Forderungen breiter Bevölkerungsschichten zurückzuführen sei. Stattdessen sei der »nationale Staat (...) das ureigenste Ergebnis des weltlichen Herrscherwillens«, in dem die Machtansprüche der nichtklerikalen Eliten und die des mächtiger werdenden Handelskapitals sich ihre institutionelle Form geschaffen hätten. Der sich herausbildende Nationalstaat ist für Rocker allem voran ein Zwangsapparat, den privilegierte Minderheiten zum Schutz ihrer Besitz- und Eigentumsansprüche errichtet haben.

Dass die nationale Einbettung des Kulturellen in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges geführt hatte, stand Rocker noch deutlich vor Augen. Das Nationale und die politische Form des Staates laufen laut Rocker beide dem solidarischen Miteinander zuwider. Das hat er schon in der *Prinzipienklärung* deutlich gemacht, in der er sich als glühender Verfechter des Föderalismus präsentiert und gegen jede Form des Zentralismus wettet. Föderalist ist er nicht nur aus politisch-pragmatischen Gründen, weil er der Überzeugung ist, dass eine föderale Struktur einfach besser geeignet sei, um die angestrebten, sozialistischen Ziele – »Vergesellschaftung des Bodens, der Arbeitsinstrumente, der Rohstoffe und aller sozialen Reichtümer« – durchzusetzen. Er sieht in der föderalen und basisdemokratischen Organisation der Gesellschaft auch ein ethisches Prinzip. Die moralischen Errungenschaften der Verantwortlichkeit und der Solidarität würden schließlich durch die »Zentralisationsmethode des Staates und der Kirche unterdrückt«, indem den Menschen die Entscheidungsmöglichkeiten abgenommen würden. Rocker wendet sich damit auch gegen ein instrumentalistisches Staatsverständnis. Jedes Instrument sei »seiner Form nach dem Zwecke angepaßt«, und der Zweck des Staates sei es nun einmal, die »Nutznießung der wirtschaftlichen Ausbeutung« institutionell abzusichern. Er formuliert das 1919 auch explizit gegen den Leninismus und ist ein entschiedener Gegner der sozialdemokratischen und kommunistischen Strategie der Eroberung der Macht. Weil der Besitz der Macht korrumpiere, müsse man der »Möglichkeit der Machtergreifung den Boden abgraben«.

So sieht er sich erst recht rund zwanzig Jahre nach der Oktoberrevolution bestätigt, wenn er in *Anarchismus und Anarcho-Syndikalismus* (1938) noch einmal die Bedeutung von individueller Freiheit und Verantwortlichkeit betont. Die zentralistisch regulierte Umverteilungspolitik habe schließlich nicht die Herrschaft einer bürokratisch abgesicherten Elite verhindern können. Der Drang nach sozialer Gerechtigkeit bedürfe nicht in erster Linie politischer Führung, sondern müsse vom »Sinn für Freiheit und Verantwortlichkeit« ausgehen und darauf basieren. »Mit anderen Worten«, schreibt Rocker programmatisch für den Anarchismus, »der Sozialismus wird frei, oder er wird nicht sein.«

Auch in *Nationalismus und Kultur* zeigt sich, wie aus dem ethischen Anspruch des solidarischen Zusammenwirkens die Zielvorgabe für die politische Praxis wird. Es gehe darum, so Rocker, »durch eine gründliche Reorganisation der Arbeit auf genossenschaftlicher Grundlage, die keinem anderen Zwecke dient, als die Bedürfnisse aller zu befriedigen, anstatt wie heute die Gewinne einzelner zu häufen«, die kapitalistische Ordnung (die er ein »Wirtschaftschaos« nennt) zu überwinden. Er beschreibt diese Strategie auch als ein Mittel, den Weg zu einer »höheren sozialen Kultur« freizulegen.

Wenn auch diese bessere »soziale Kultur« nicht allein auf den Zusammenschlüssen in den Betrieben gründen sollte, den anderen Bereichen des Sozialen widmet Rocker sich wenig. Obwohl seine Gefährtin Milly Witkop im syndikalistischen Frauenbund organisiert war und gegen die doppelte Ausbeutung von Frauen durch das Kapital und die (Ehe-)Männer agitierte, finden sich in Rockers Schriften kaum Ausführungen zur Geschlechterfrage. Dass die Frauen durchgesetzt hatten, dass alle weiblichen Mitglieder der FAUD auch dem Frauenbund beitreten sollten, hat bei den Männern nicht notgedrungen zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit den Geschlechterhierarchien geführt. In seinen Memoiren beschreibt Rocker, wie irritiert die deutschen Genossen waren, als Buenaventura Durruti, spanischer Anarchist und spätere Symbolfigur der Spanischen Revolution 1936, sich bei einem Besuch in Berlin nach dem Essen die Schürze umband und den Abwasch erledigte. Sie waren, schreibt Rocker, »als Deutsche an solche Dinge nicht gewöhnt«.

Was die Kultur betrifft, hat Rocker durchaus nicht nur allgemeine Wahrnehmung und soziale Praktiken im Blick. Auch die Kunst selbst und die Rolle, die sie bei der Entstehung einer neuen »sozialen Kultur« möglicherweise spielen könnte, interessiert ihn. Rocker ist es wichtig, die unterdrückerischen und soziale Ungleichheit fördernden Aspekte der Entstehung des Staates hervorzuheben. Auch deshalb betont er, dass die Bedeutung des Nationalen für kreative und schöpferische Praxis kaum ins Gewicht falle. »Die verschiedenen Strömungen in der Kunst«, argumentiert er ganz grundsätzlich, »wurzeln nicht in der Nation, sondern in der Zeit und in den gesellschaftlichen Bedingungen der Zeit.« Alles Gerede von einem »nationalen Kern, der jedem Kunstwerk angeblich zugrunde liegt«, entbehre jeder tieferen Begründung und sei »nicht mehr als eine Wunschvorstellung«. Eine an Rocker geschulte Ideologiekritik kann darauf aufmerksam machen, dass solche ideologischen Setzungen bis heute die Vorstellungen davon prägen, was das spezifisch Nationale in den kulturellen Praktiken ist.

Emanzipation durch Kunst?

Aber vor der Versuchung, im Hinblick auf die Kunst bestimmte Annahmen einfach als Tatsachen zu setzen, waren auch die linken Kunsttheorien nie gefeit. Der Kunstsoziologe Hans Peter Thurn hatte die marxistische Kunsttheorie einst dafür kritisiert, dass sie den Künstlern unterstelle, mit ihrer Kunst auch politisch auf der richtigen Seite zu stehen. Und das, ohne sie wirklich zu fragen, ohne also die Einstellungsmuster und ihre Verbindung zum künstlerischen Prozess empirisch zu untersuchen. Dieser Vorwurf trifft auch Rocker. Dieser nimmt in Sachen Kunst eine starke normative Setzung vor: Jede große Kunst sei »frei von nationaler

Beschränktheit und wirkt gerade deshalb so überwältigend auf uns, weil sie die verborgenen Schwingungen unseres Menschentums berührt, die große Einheit der Menschenseele offenbart«. Der Humanismus soll der Kunst angeblich inhärent sein. Michelangelo dichtet Rocker ein fanatisches »Verlangen nach einem Recht, das wieder Menschenrecht werden soll«, an. In den Kunstwerken der Moderne lebten »der brausende Hymnus weltumspannender Arbeit und die fiebernde Glut revolutionärer Volksbewegungen, die bange Sehnsucht nach einer neuen Gemeinschaft wahrer Freiheit, und Gerechtigkeit«. Dass Kunst auch affirmativ und/oder den Kapitalinteressen gar nicht abgeneigt sein könnte, wird von vornherein ausgeschlossen.

Kunst wird zugleich – wie bei verschiedenen Marxistinnen im Anschluss an Lenin – als eine Art Widerspiegelung verstanden: Denn es zeige sich in der Kunstgeschichte immer wieder, »wie unwiderstehlich in der Kunst die geistigen und sozialen Strömungen der Zeit zum Ausdruck kommen«. Die Widerspiegelung kann die sozialen Widersprüche mit den Formen der Kunst aufzeigen und, so das Konzept, dadurch zu ihrer Auflösung ins Emanzipatorische beitragen. Kunst kann immer beides, abbilden und durch Aufzeigen anstacheln: »In jedem Lande erstanden dieser neuen Kunst Kündler und Deuter, in deren Werken die Not der Zeit lebendig wurde und nach Ausdruck rang. In ihren Schöpfungen spiegelt sich die innere Zwiespältigkeit unserer gesellschaftlichen Ordnung, ihre doppelzüngige Moral, ihr herzloser Egoismus, ihr Mangel an wahrem Menschentum, die ganze sittliche Zerfressenheit einer Epoche, die den Mammon zum Herrn der Welt erhoben hat.« Solche Kunst gab und gibt es sicherlich, aber so selbstverständlich oppositionell, wie Rocker und andere angenommen haben, ist sie wohl nie gewesen.

Trotz aller Hoffnung auf die emanzipatorischen Effekte der Kunst ist sie in den Schriften Rockers alles andere als die zentrale Arena gesellschaftlichen Wandels. Das ist und bleibt die Produktionssphäre. Der staatlichen Ordnung des Sozialen und dem kapitalistischen Regime der Ökonomie wollte Rocker eine andere Organisation entgegenstellen. Er gründete nicht nur die FAUD mit, sondern war auch 1922 maßgeblich an der Entstehung der bis heute bestehenden Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) beteiligt. In seinen Memoiren beschreibt er die Gründung der IAA als »entscheidende Absage an die Komintern und die Diktatur der Bolschewisten«. Wie viele seiner damaligen anarchistischen Genossinnen und Genossen war Rocker ausgesprochen Antibolschewist. Er war gegen die staatliche Kontrolle über die Kultur. Das bedeutete für ihn aber nicht, ein Räte-System oder gar Organisationen schlechthin abzulehnen. Die feindselige Einstellung gegenüber kollektiver Organisation auch unter Anarchisten hielt er für ein »totales Missverständnis« und, wie er 1925 in *Anarchismus und Organisation* schreibt, eine »vollständige Verkennung dessen, was man gemeinhin unter Anarchismus versteht«.

Vergessener Prophet

Dass Rockers Lebenserinnerungen *Aus dem Leben eines deutschen Anarchisten* heißen (1974 erschienen solche Bücher noch bei Suhrkamp), irritiert ein wenig. Inwiefern deutsch, lässt sich fragen, nicht nur angesichts seines ausformulierten Antinationalismus, sondern auch, weil man sich in puncto Lebenslauf kosmopolitischere Werdegänge (zumindest im euro-amerikanischen Raum) zwischen Deutschland, England, Frankreich, den USA und mit Kontakten in alle Welt kaum vorstellen kann. Der überzeugte Föderalist und Syndikalist, der am 25. März 1873 geboren wurde, starb 1958, drei Jahre nach seiner Frau Milly, in den USA.

In seinem Nachwort zu dessen Memoiren spricht der spanisch-argentinische Anarchist Diego Abad de Santillán (1897–1983) von Rocker als »Stimme eines Freundes und Lehrers«. Abad de Santillán hebt zudem Rockers Einfluss auf die transnationale anarchistische Bewegung hervor. Auch und gerade in Spanien und Lateinamerika wurde Rocker viel gelesen, für die Jiddisch sprechenden Migrantinnen, die nach Argentinien auswanderten, war Rocker laut Abad de Santillán gar ein »Apostel«. Heute ist Rocker wohl eher eine Art vergessener Prophet, ein Geheimtipp, auch wenn er einen der vermutlich bekanntesten Anarchisten der Gegenwart, den US-amerikanischen Linguisten Noam Chomsky, beeinflusst hat. Chomsky bezog sich mehrfach auf Rocker und hob dessen Glauben positiv hervor, dass ganz normale Menschen »in freien Gemeinschaften eine Kultur der fortschreitenden Befreiung schaffen« können. Von einer ausgedehnten Rocker-Rezeption aber kann nicht die Rede sein. Emmelie Öden, Autorin und Mitherausgeberin von *Proletarisches Mainz. Der Rudolf Rocker-Stadtführer* (2017), sieht Rockers Aktualität im Interview mit der anarchistischen Zeitschrift *Graswurzelrevolution* unter

anderem in der Anstiftung zu alternativen Organisationsformen. Kollektivbetriebe hätten etwa sowohl im Alltag als auch im Hinblick auf die Entwicklung einer ökonomischen »Parallelwirtschaft« und verschafften darüber hinaus größere Freude an der weniger entfremdeten Arbeit.

Angesichts bestehender globaler sozialer Ungleichheiten und nicht zuletzt wegen der Klimakatastrophe erscheint eine Mahnung Rockers aus *Nationalismus und Kultur* schließlich wieder äußerst aktuell: »Die menschliche Gesellschaft muß den Kapitalismus überwinden«, heißt es da, »wenn sie sich nicht selber aufgeben will.«

Jens Kastner lebt und arbeitet als Soziologe und Kunsthistoriker in Wien.

und wer ist
die dunkle Macht,
die ständig
die Party sprengt?

BILL CARDOSO

**STUWER
BUCH**

STUWERSTRASSE 42 _ 1020 WIEN
+43 (0) 1 958 18 53 _ INFO@STUWERBUCH.AT
STUWERBUCH.AT

ÖFFNUNGSZEITEN
DI – FR: 10 – 13 UHR / 14 – 18 UHR _ SA: 10 – 14 UHR